Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 11 (1933-1934)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XI. Jahrgang, Heft 8 — Januar 1934
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

RUSSISCHE FAHRT.

II.

Wolgadorf: Kamyschin heißt es und liegt 1570 km flußabwärts von Gorki entfernt. Aber es könnte auch anders heißen, und was schon die Entfernung betrifft... es kommt schließlich nur darauf an, worauf man Messungen bezieht.

Auf einer Klippe des rechten Ufers liegt es also wie so manches andere: ein paar Holzhäuser, ein paar Obstbäume — und ringsherum dürre baumlose Steppe. Die Klippen aber, die man auf krachenden Holztreppen mühsam ersteigt, haben abschnittweise ihre ganz eigenen Gesichter — diese etwas steifen und unbarmherzigen Gesichter ausgewaschenen Gesteins oder tiefgefurchter Flußbette. Ich denke unwillkürlich an den Montserrat und an Flüsse mexikanischer Hochtäler und freue mich, daß dieser etwas weither geholte Vergleich durch kopfgroße Wassermelonen, die am Landungssteg in Barken feilgeboten werden, eine leise Bestätigung erfährt — und mich daran erinnert, daß es hier warm und sonnig sein könnte.

Ich gehe der Häuserzeile des Hauptweges entlang, dessen beide Enden in die Öde auslaufen. Die Holzhäuschen stehen bescheiden und etwas armselig zwischen einigen verwahrlosten älteren Steinbauten — so als wären sie müde geworden und warteten nur noch auf den Einbruch der Nacht, um dann, leicht in sie gelehnt, die unabsehbare Fahrt des Vergehens anzutreten, sich nicht einmal mehr durch die mahnende Gebärde des Kirchturms einschüchtern lassend.

Ein Seitenpfad führt an den Rand der Klippe. Weit und silbern liegt der Strom im Abend — und jenseits ist das Un-

absehbare, das Endlose der Ebenheit einer Landschaft, die man nur ahnen kann; und diesseits das angelegte Schiff und das emsige Getummel von Menschen, denen es nicht nur Durchbrecher des Alltags, sondern überhaupt einzige Bindung mit dem „Leben" zu sein scheint.

Ich male mir einen solchen Wolgadorftag aus; ich versuche ihn meiner Existenz näher zu bringen, indem ich die Vorstellung mit den „goldenen Sternen geheimer Wünsche" meines Lebens bestreue, und indem ich auf diese Weise, an das Geländer des Klippenwegs gelehnt, Wolgastrom und Stille und Weite und Glanz des Zunachtens zur „großen Sehnsucht" vereine, fühle ich, daß „leben" und „nur leben" ein und derselbe Ton — nur mit andern Vorzeichen — ist ... ais und b etwa, dem Warnruf der Schiffspfeife nach zu schließen.

Stalingrad: Um vier Uhr aus einem linden Schlaf gezerrt, halb dösend und frierend in einem offenen Wagen durch die morgenstille Stadt zu einer zweiten Schicht Schlaf ins nigelnagelneue Intouristhotel verladen.

Somit fängt die Stadt eigentlich erst einige Stunden später bei einem reichlichen Frühstück an. Das heißt richtig bedacht natürlich doch nicht, weil die taufrische Morgenbegegnung mit dieser am Rande des Orients liegenden Siedlung doch einen seltsamen Reiz hatte.

Als wir, sagen wir um elf Uhr, auf das Automobil wartend, das uns zur auswärts liegenden Traktorenfabrik bringen sollte, beinahe eine Stunde lang leise brummend vor dem Hotel auf und ab gingen, schien die Sonne so warm und der Tag gebärdete sich so froh, daß mich trotz gelegentlicher Unlustgefühle leise Wonneschauer überliefen.

Das Erwähnenswerte an der Fahrt zur Traktorenfahrt: sie war holperig und in entsprechendem Maße einprägsam. Einprägsam auch der paar Regentropfen wegen, die gleichsam aus leerem Himmel zu fallen begannen — ein Wunder, das dieser ausgedörrten Steppe geschah.

Und ähnlich Kontrastvolles auf Schritt und Tritt.

Verfall und Wille zum Aufbau brüderlich nebeneinander. Das Werk eine neue Welt — vom Dache des Klubhauses hinunter gesehn besonders deutlich; die alte Stadt mit den sich

sichtlich unwohlfühlenden Holzhütten schon beinahe eine Legende. (Manche haben so hübsch mit Schnitzwerk verzierte und bunt bemalte Fensterrahmen und Türen — und auch Blumentöpfe gucken da und dort etwas allzu keck in diese Welt von Staub.)

Das Straßenbild: Zu den Pferdchen hat sich das Kamel als Zugtier gesellt.

Auf dem Markte Schuhflicker biblischer Prägung — und beim Bau der neuen Straße zum Werk Schwerarbeit verrichtende Frauen.

Im Werk: Traktoren stehen im ganzen Fabrikgelände herum, serienweise aufgereiht — wie Kompagnien Soldaten ... ohne Führer. (Drinnen laufen die laufenden Bänder langsam durch die langen Hallen. — Und im Walde der Präzisionsmaschinen sind die vielen bunten Kopftücher wie Lichtungen ... und darin die Augen wie aufgeschlossene Blumen.)

*

Begegnungen: Spaziergang durch die Stadt — mit dem einen Ziel: zu sehen, was einem der Zufall beschert. Wobei der „Zufall" unanalysiert hingenommen werden soll ... so etwa, wie der Apfel, der vom Baume fällt, unter dem man sitzt. Und da der Apfel bekanntlich ...

Auf dem Markt wird wie überall hierzulande das Unverkaufbar-scheinendste verkauft. (O, die vielen Wolgafrauen an den vielen Landungsstellen, denen man ihre Siebensachen lassen mußte — obschon die Rubelchen so sehr zum „Rollen"-lassen verleiten). Auch etwas Gemüse und gar Rotbackiges ist darunter ... und so viel Stimmengewirr ringsherum, daß es sich zu Melodien büschelt (und doch weißt du nicht, ist es Dur, ist es Moll). Die Schuhmacher klopfen auf ihren Schemelchen den Takt dazu — ohne Schuh, ohne Schuh ...

Ein nie endenwollender Zug von Fuhrwerken zieht vorüber; oft sind sie von Kamelen gezogen, die ihren Kopf so hoch tragen wie ihre Höcker — und vielleicht geht sie auch alles nichts an. Die Pferdchen aber schauen zu Boden.

Und einer schief gealterten Hütte begegnen wir, die schon an gar nichts mehr erinnert. Sie sieht aus, als hätte sie ihren eigenen Zusammenbruch verpaßt.

Einer spricht deutsch (das hat er uns beiden abgehorcht). Vielmehr spricht es aus ihm. Russe, 1917/19 in Deutschland kriegsgefangen. Er faselt vom Lager, von Stacheldraht, von Kameraden aus vielen Ländern. Sprachen hat er dort gelernt — alle ihre Sprachen. Dann ist er heimgekommen und hat den Schnaps lieben gelernt. Jaja, die so klare Flüssigkeit . . . manchmal blondklar wie das Weizenfeld vor der Reife, manchmal klarklar wie Kirschblüten — haha. In seiner Stimme schwingen seltsame Töne. Ob ich St. Pauli kenne . . . o, er liebt St. Pauli wunderbar. Da war das Leben schön, Freude und Sonntag alleweil. Die Pferdereitbahnen, die Schaukelschiffe, wo du in den Himmel fliegst. Und dann kommst du zurück und steigst aus, und wenn sie nicht mitkam, nimmt sie dich jetzt am Arm. Überall Singsang, duftiger Rauch und die Dinge sind so sanft zu dir.

Ich versuche Fragen, aber er hört wenig. In der Traktorenfabrik . . . Wodka ist blond. Ich gebe ihm alles zu. Ich würde ihm auch zugeben, daß die Erde neuneckig und der Mond ein Marzipan-Ei sei, wenn er es behauptete. Wodka . . . ist gut. Mich kommt die Lust an, eine Pulle mit ihm zu versaufen, um ihm zu beweisen, daß e r Recht hat.

Aber auf einmal ist Schluß. Sein Gesicht verzieht sich zu Unsagbarem — und er verschwindet um die nächste Ecke, wie er gekommen ist, sich noch seltsam ungeschickt entschuldigend und Adieu murmelnd . . . ungefähr so, wie es Charlie Chaplin gemacht hätte. Nur war dies kein Film. — Adieu, Bruder!

*

R o s t o w a m D o n : Eine Halbmillionenstadt auf einer langgestreckten Bodenerhebung längs des stillen Flusses. Hervorgezaubert möchte man beinahe sagen. Nirgends war bis jetzt der Aufbauwille so unzweideutig erkennbar. Unter anderem eine Universitätsstadt, die vielleicht an diejenige von Madrid herankommen wird (auch sie noch im Bau) — oder ein neuer Spitalkomplex, oder wieder Fabrikanlagen von großzügiger Planung. Von den Arbeitersiedlungen nicht zu sprechen. An russischen Verhältnissen gemessen durchaus Aufbau.

Abends, wenn man am Don steht, spiegelt sich eine Milchstraße von Lichtern im Wasser und man denkt an — Zürich,

das noch viel schöner ist. Wenn dort auch kein mutwilliges Jungvolk (schade, daß ich so wenige russische Worte besitze) beim Zunachten die Hauptstraße auf und ab promeniert und einen daran erinnert, daß Leben auch bisweilen etwas mit Muße zu tun hat — oder haben sollte (o, selige Südländer).

Schon in Lichaja hatte mich die südliche Gepflogenheit des Hazardspiels im Freien daran erinnert. Saß da ein Einbeiniger mit etwas Roulette-ähnlichem am Boden und verdiente sich während dem Zugshalte im Handkehrum ein Scherfchen — wenn auch nur ein kupfernes.

*

Autofahrt zur Sovchose „Cernograd": Der Teufel muß den Kerl am Steuer gepickt haben. Er pfeilt zigarettenrauchend im Durchschnittstempo von 80 Kilometer über Stock und Stein auf einem ausgefahrenen Feldweg durchs Land. Kaum daß man Zeit hat, sich jenseits des Don ein paar windschiefe Strohdachhütten oder eine Schar Zigeunervolk anzusehen. Dann der Flughafen (vollgepfropft mit Apparaten) und immer mehr Felder, Stoppelfelder, die wie Wellen vorüberwanken. Manchmal mitten drin große längliche Strohhaufen wie Raupen. Dann und wann Maisfelder oder verblühte Sonnenblumenäcker (ganz Rußland kaut Sonnenblumenkerne).

Ein Zeltlager von Rotarmisten ... vorbei. Manchmal ein Fuhrwerklein, eine Gruppe von Feldarbeitern, ein paar Traktoren. Und wieder lange nichts mehr. Zwanzig dreißig Kilometer weit kein Haus. Nur eine Telephonleitung bald links, bald rechts vom Weg — und ringsherum die Horizontlosigkeit. Nun begreift man ungefähr, was es heißt: 110 000 Hektaren.

Nach 80 Kilometer Lebensgefahr (oder Lebenssteigerung!?) sind wir an Ort und Stelle. Damit ist der eindrucksvollste Teil des Ausflugs vorbei, denn was wir an Betriebsgebäulichkeiten, Schulräumen, Maschinen etc. zu sehen bekommen, gehört kurzerhand dazu. Währenddem es vielleicht nicht so selbstverständlich war, daß wir selbst hier draußen (man war natürlich für solche Besuchsvorführungen oder Vorführungsbesuche eingerichtet — doch dies ganz nebenbei) einen guten Fraß und Wassermelonenschnitze, die von einem Ohr zum andern reich-

ten, vorgesetzt bekamen, ganz zu schweigen von einer Flasche kaukasischen Weins, die wir . . . uns stifteten.

Und zum speziellen Nachgenuß, als schon der blaue Abend angeschlichen kam, natürlich nochmals 80 Kilometer Lebensgefahr, wenn man von der duftigen Milch, die man uns auf dem Heimwege in der Milchfarm (Slodjeskaja Coopchos) — wo, dies wiederum ganz nebenbei, die Kühe nach einem ganz neuen Verfahren an die Futterkrippe angebunden und nach ganz speziellen Gesichtspunkten zu fressen gezwungen sind — servierte, gratis wohlverstanden.

*

Nebengeleise und Gesänge: Wieder geht die Fahrt stunden- und stundenlang durch die Horizontlosigkeit ebenen Landes. Manchmal zwischen Dösen und Wieder-Dösen ein Bahnhof mit ein paar Hütten samt Kohlgärten drum herum . . . ein kurzes Gehetz und Geschrei von Menschen, die mitfahren möchten und abgewiesen werden. Aber die Aufregung ist immer kurz. Wie alle andern ergeben sie sich alsbald ins Schicksal und ziehen sich, ihre Bündel hinter sich herschleppend, wieder in ihre Ecke zurück, um weiter zu warten — auf den Zug, der sie mitnehmen wird. Wohin dieses Volk in ewigem Aufbruch wohl will? Mühselige Frage. Irgendwohin, wo Arbeit und Brot ist. Sie gehen nach Magnitogorsk wie sie nach „Noman's-Land" gehen würden.

Und dann fahren wir wieder.

Petroleumzüge (wir sind auf der Linie nach Baku) — meist Fünfzig-Tonnen-Wagen, ebenso endlos wie alles hierzulande.

Nach Mineralnyje Wody kommt ein blinder Sänger ins Abteil und überschüttet uns mit seiner Schwermut. Klein und eng in die Ecken gedrückt, lassen wir das Rußland der Weisen über uns ergehen . . ., die leben gestern und heute und morgen, weil sie ganz „seines Fleisches und Blutes" sind. Blind und doch tönend wie großes Licht.

Mit der Lektüre der „Moscow Daily News" unterbreche ich endlich das zehntägige „Schweigen der Welt", in das ich mich wie in einen schützenden Arm gelehnt habe — Ruhe suchend von den tausendmaltausend Grimassen der Zeit.

Fahnenflucht? —

„Nicht träumen . . . hinaussehn!"

Es braucht etwas lange, bis das Auge ihn erkennen kann — er selbst wie eine blaue Wolke unter Wolken — und darüber hingebreitet wie ein Schleier der Abend.

Kaukasus! — Elbrus! — 5642 Meter.

Die Welt hat wieder eine Grenze. Morgen — morgen.

*

Aber so schnell wird es nicht morgen.

In Beslan, der Zweigstation nach Ordjonikidse (früher Wladikawkas) bedeutet man uns, daß wir zwei Stunden auf Anschluß zu warten hätten (und wir möchten so gerne angekommen sein . . . Berge vor uns haben) — und zwar auf einem Nebengeleise.

Nebengeleise! Ich stehe lange am Fenster und schaue in die Nacht. Viele Schienen, dahinter Bäume, schwarz und nächtig. Dann und wann die Stimmen zweier Menschen, die vielleicht vorübergehn, vielleicht stillestehn. Ein Güterzug, der vorbeifährt — Gesang langsam rollender Räder. Eine Rangierlokomotive, die feuerspeiend vorüberspukt.

Und wir — daneben, abgeschoben auf ein Nebengeleise.

Dann haben die andern zu singen begonnen. Schweizer Lieder. Zuerst noch behutsam, dann immer lauter und schließlich so übermütig wie auf einer Kirchweih.

Manchmal, wenn sie zwischen zwei Liedern Atem holen, tönt aus dem nächsten Abteil etwas verschwommen wie aus einem allzuweiten Hintergrunde eine russische Melodie herüber.

Wir sind alle auf demselben Nebengeleise — und singen — singen schließlich zusammen — Stenko Rasin. **-gr-**

ARBEITSKOLONIEN — HEUERDIENST.

Haben sie einen Sinn? — Haben sie einen Zweck?

Der studentische Hilfsdienst, gemeint sind damit die Arbeitskolonien und der Heuerdienst, ist nun in der Schweiz schon so zur Tradition, zur guten Tradition geworden, daß selten noch die Frage vom ursprünglichen Sinn und Zweck aufgewor-

fen wird. Die Kommilitonen, die seinerzeit ihr Bestes für diese besondere Form studentischer Gemeinschaftsarbeit, für diesen ernsthaften Versuch, auch den Studenten ins Volksganze einzuordnen, getan haben, sind ins Erwerbsleben eingetreten und hüten das Andenken an ihre Kolonietage wohl nur noch wie eine feine Jugendliebe. Neue Generationen von Studenten greifen jetzt zu Schaufel und Pickel, zu Sense und Heugabel, um droben in unsern Bergen ihrer studentischen Pflicht Genüge zu tun. Haben nun diese jungen Kolonisten das Erbe voll und ganz übernommen, pflegen sie den Geist, der einst die Studenten mit großer Begeisterung in die ersten Arbeitskolonien ziehen ließ, weiter? Das ist die Frage. Wenn von den ursprünglichen Koloniegedanken nur weniges übrig geblieben ist, sind neue Ziele und Zwecke an ihre Stelle getreten oder ist der studentische Hilfsdienst nur zu einer mehr oder weniger interessanten Organisationsform ohne tiefern innern Gehalt geworden?

In der Oktobernummer der „Freistudentischen Zeitschrift" der Freistudentenschaft Bern hat ein Altkolonist die Frage „Arbeitskolonie und Gemeinschaft" aufgeworfen. Die Antwort, die der Kommilitone auf diese Frage findet, ist für eine studentische Aktion vernichtend. Er anerkennt zwar die ausgeklügelte Form und die gut durchgebildete Organisation der heutigen Studentenkolonien; aber es sei eben nur noch eine Form, welcher der geistige Inhalt mangle, ein Werk, deren Hütern die innere feste Überzeugung und vor allem der Mut und die Kraft zum vollen persönlichen Einsatz fehle.

Es liegt mir ferne, hier eine Antwort oder gar eine Rechtfertigung der diesjährigen Kolonieleitung auf jenen Aufsatz zu schreiben. Es ist aber heute so selten der Fall, daß dieser tiefere Sinn unseres Hilfsdienstes ernstlich zur Diskussion gestellt wird, daß wir dankbar sein müssen, wenn wieder einmal ein Student das in Zweifel zieht, was wir als gut erkannt haben und für das wir unsere ganze Persönlichkeit einsetzen und weiterhin einsetzen wollen. Der kritisierende Kommilitone regt uns an, wieder einmal über die wirklichen Grundlagen nachzudenken, die wir, von der Organisationsarbeit befangen, allzu leicht vergessen hätten. Es sei darum versucht, in den folgen-

den Zeilen ein Bild von der heutigen geistigen Situation unseres studentischen Hilfsdienstes zu geben.

Immer mehr und mehr haben sich unsere Kolonien als ein Hilfswerk der Studenten für die schweizerische Gebirgsbevölkerung entwickelt; ein Hilfswerk, das mithelfen soll, die Entvölkerung unserer Gebirgstäler aufzuhalten. Wenn wir deshalb von der großen Bedeutung unserer Bergbewohner für das Wohlergehen der Schweiz überzeugt sind, so müssen wir auch jede Hilfsmaßnahme begrüßen, die geeignet ist, unsern Bergbewohnern die Existenz zu erleichtern. Der studentische Hilfsdienst ist aber nur dann ein wahrer Hilfsdienst, wenn er imstande ist, Werke von bleibendem Wert zu schaffen. Dies kann er nur durch Arbeit. Aus diesen Gründen ist in der Kolonie und auch im Heuerdienst die Arbeit die Hauptsache. Zusammenarbeit einer größern Gruppe von Menschen verlangt aber Disziplin, Disziplin im besten Sinne des Wortes, ein Einordnen in die einmal als richtig anerkannte Arbeitseinteilung. Es kann keinerlei Pedanterie, keinerlei Eindämmen der studentischen Freiheit sein, wenn der Kolonieleiter auf eine ernste Auffassung der Werkarbeit drängt und drängen muß. Für den Studenten gibt es nur eine freie Entscheidung. Entweder ist er gewillt, als Kolonist mitzuarbeiten, oder er verzichtet auf die Teilnahme an der Kolonie. Wer aber die Arbeit als notwendiges Übel betrachtet, das ihm die schönen Ferien unangenehm einschränkt, der hat den tiefern Sinn und den eigentlichen Zweck einer studentischen Hilfe verkannt; dem fehlt die feste Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit der Erhaltung unseres Bergbauernstandes.

Von der volkspolitischen Bedeutung unserer Kolonien ist schon oft gesprochen und geschrieben worden. Die Tatsache, daß es auf diesem und nur auf diesem Wege möglich ist, daß sich zwei Volksteile, die sich bisher kaum gekannt, geschweige denn geschätzt haben, näher kommen, ist ein weiterer Grund, unsern Hilfsdienst weiter auszubauen. In der heutigen Zeit, wo in allen Nachbarländern gewaltige Kräfte am Werke sind, die die Auffassung vom Staate neu formen wollen, heute, wo von allen Seiten neue Staatsformen angepriesen werden, wo immer und immer wieder versucht wird, die Einzigartigkeit

unseres staatlichen Aufbaues zu benützen, um einen Trennungskeil zwischen die drei Sprachgruppen zu treiben, ist es vonnöten, daß sich nicht nur die Sprachgruppen, sondern auch die einzelnen sozialen Schichten des Volkes besser kennen lernen. In einer Zeit, wo einzelne Teile unseres Landes in der Pflege einer kulturellen Überlieferung ohne Unterstützung, ja sogar im Gegensatz zu den Nachbarländern allein dastehen, ist die Zusammenarbeit mit den beiden andern Teilen umso nötiger. Wer, wie ein Kolonist, Gelegenheit hat, den Bündner, den Walliser und den Tessiner in der Familie und bei der Arbeit kennen und lieben zu lernen, der weiß, daß bei aller Verschiedenheit die Gewißheit einer gemeinsamen Tradition und der Glaube an eine gemeinsame Zukunft unser Staatengebilde zusammenhält und weiterhin zusammenhalten wird. Aber nicht nur der Student, sondern auch der Bergbauer wird und muß zu dieser Überzeugung kommen, lernt er doch in der Kolonie und im Heuerdienst Studenten aus den verschiedensten Städten und Landschaften kennen.

Dann muß hier noch auf eine neue Bedeutung unserer Kolonien hingewiesen werden, die von den Kommilitonen, die sich als erste für diese studentische Arbeit einsetzten, nicht vorauszusehen war. Gemeint sind die Studentenkolonien als Vorbilder und Wegbereiter für die Einrichtung von freiwilligen Arbeitsdiensten für jugendliche Arbeitslose. Wir wollen die organisatorischen Arbeiten, die das Amt für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften als Geschäftsstelle der Schweizerischen Zentralstelle für freiwilligen Arbeitsdienst leisten konnte, nicht in Betracht ziehen. Es ist dies allein ein Verdienst der früheren Amtspräsidenten, die auch in der Bureau-Organisation nicht dilettantisch vorgegangen sind. Der einzelne Kolonist konnte dafür nichts tun. Nur schon der Beweis, daß auch zusätzliche Arbeit — die vorerst wirtschaftlich keine unmittelbar abzuschätzende Bedeutung haben kann — einen großen volkswirtschaftlichen Wert darzustellen imstande ist, der vor allem durch unsern Hilfsdienst geleistet wurde, darf als eine weitere Bereicherung des Koloniegedankens angeführt werden. Wenn auch auf dem Gebiete des freiwilligen Arbeitsdienstes für jugendliche Arbeitslose erst die

zagen Schritte des Beginnens gewagt wurden, so bleibt doch gerade den Studenten ein Teil der vornehmen Aufgabe überlassen, mitzuarbeiten, daß dieser freiwillige Arbeitsdienst zu einer schweizerischen Angelegenheit wird und nicht in den engen Grenzen kantönlihaften Ausbaues stehen bleibt.

Der Geist des schweizerischen studentischen Hilfsdienstes hat nichts von seiner ursprünglichen Lebendigkeit eingebüßt. Der Student aber hat sich zu entscheiden: Entweder steht er beiseite oder dann muß er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für das einsetzen, was er als gut erkannt hat. Nur so kann das geistig und körperlich Lebendige dieser Form studentischer Gemeinschaftsarbeit erhalten bleiben. **Otto Zaugg,** Ing.

AUS DEM FREIWILLIGEN ARBEITSDIENST.

Die wachsenden Schwierigkeiten der Arbeitsbeschaffung für die jungen, berufstätigen Leute hat es auch in unserm Lande notwendig erscheinen lassen, Lager zu schaffen, in denen die von der Ungunst der Krise betroffenen jungen Menschen gesammelt werden, um ihnen über das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit hinwegzuhelfen.

Politische und religiöse Organisationen haben die sicher nicht leichte Aufgabe übernommen, dieser Jugend die Zeit der Arbeitslosigkeit zu erleichtern und zwar durch Arbeitsbeschaffung, denn die Erfahrung hat ja schon immer gezeigt und zeigt es stets von neuem, daß der zwangsmäßige Müßiggang ebensosehr zur Demoralisierung führt, wie das nicht arbeiten wollen.

Selbstverständlich darf dadurch, daß man diesen Leuten, die man in Lager gesammelt hat, Arbeit zuweist, nicht andern die Arbeit verkürzt werden, sondern die Projekte, die man durchführt, müssen so beschaffen sein, daß sie unter normalen Arbeits- und Lohnbedingungen in absehbarer Zeit nicht durchgeführt werden könnten.

Studenten, die den Betrieb in den studentischen Arbeitskolonien kennen und Einblick erhalten in die Führung und den Geist in den freiwilligen Arbeitslagern für jugendliche Arbeitslose, werden sich sogleich zuhause fühlen und manche Ähn-

lichkeit herausfinden mit dem Betrieb in den Studentenkolonien.

Diese vielleicht geradezu frappierende Ähnlichkeit auf den ersten Blick, schwindet aber doch zu einem guten Teil, wenn man selbst und für längere Zeit in den Organismus eingefügt ist und als ein Glied unter vielen seiner Aufgabe gerecht zu werden hat.

Was vielleicht das Auffallendste ist — im Vergleich zu den studentischen Kolonien — die Arbeit wird viel weniger aus einem idealen Bestreben heraus geleistet, es ist irgendwie ein Muß dahinter, ein vielleicht unbewußtes Widerstreben gegen diese, durch das Schicksal und die Ungunst der Zeit gebotene Arbeit, die nicht dem Beruf des einzelnen entspricht. Daß die Voraussetzungen, die zur Durchführung solcher Lager nötigten, ganz andere sind, und daß auch die Lagerteilnehmer fast ausnahmslos einer andern Kategorie Menschen angehören, als dies in den Arbeitskolonien der Fall ist, bedingt diesen andern Geist. Studentische Arbeitskolonie bedeutet für den Studenten ausspannen und anspannen zugleich; ausspannen des durch die Arbeit im Semester ermüdeten Denkapparates und wohltuende Anspannung aller physischen Kräfte. Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Körper und Geist.

Es ist sicher wohl zu begreifen, daß jeder junge Mann, der sich entschließt, das Arbeitslager aufzusuchen, dies tut mit mehr oder weniger gemischten Gefühlen. Wohl wird versichert, daß die Arbeitsämter es sich angelegen sein lassen, diesen Arbeitswilligen in erster Linie wieder zu einer voll in Anspruch nehmenden Beschäftigung zu verhelfen, aber immer beschäftigt doch diese eine bange Frage den Freiwilligen: wie lange wird es wohl dauern, werde ich etwas finden, was tun, wenn für mich keine Arbeit in Aussicht ist? — Denn jeder kommt mit der festen Überzeugung zur Lagerarbeit, nicht lange bleiben zu wollen, nur wieder fort und hinein in den Beruf, lieber aufreibende Tätigkeit, als diese „freiwilligen unfreiwilligen Halbferien".

Manch einer ist da unter diesen Leuten, die das zu Hause sitzen und das den Eltern zur Last fallen einfach nicht mehr aushielten; arbeiten, sei es was es wolle, nur kein Gnadenbrot

Burschen heraus...
aus der Bude!

draussen lockt die Winterwelt. Skifahren ist rassig — zum Schlittschuhfahren bietet sich hier beste Gelegenheit. Bemerkenswerte Angebote:

Skischuhe von Fr. 26.50 an
Ski-Anzüge mit Ueberfallhosen von Fr. 52.50 an
Skihemden, Cravatten etc. in grösster Auswahl

Und für Eishockey, alles was benötigt wird.

Studierende 5% Rabatt

Bahnhofpl. Tel. 36.949

Sporthaus Uto

Instrumentarien und Materialien für

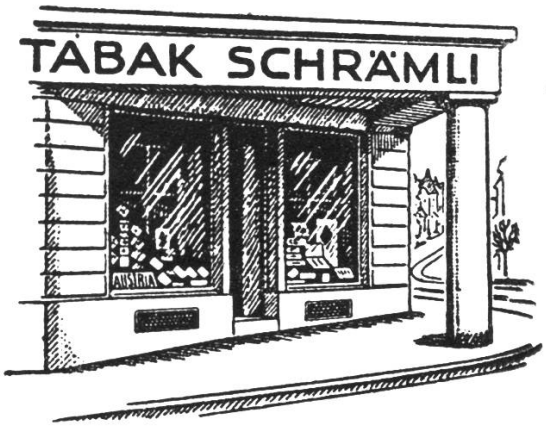
Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin. Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztlichen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL BERN LAUSANNE ST. GALLEN



Alles für den Raucher!

bei der E. T. H.

Vertrauenshaus der Zürcher Studenten

Den Herren Studenten der Medizin und Zahnheilkunde

liefern wir die **wissenschaftlichen, chirurgischen, medizinischen Apparate und Instrumente**

Chemikalien, Medikamente, Drogen, Reagentien, Nährböden etc. für ihr Studium und die spätere Praxis

Wir empfehlen auch feinste **Parfums** und **Seifen** in Geschenkpackung, **Zahnwässer, Badeessenzen** und andere **Toiletteartikel, Sportsuspensorien**

Hausmann A.-G., Zürich

Sanitätsgeschäft und Urania-Apotheke

PHOTO

Wilhelm Meyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Spezialität:

Das Feinste in Photos auf Postkarten

CAFÉ
KONDITOREI
KALTE KÜCHE

EUGEN LEUNER

ZÜRICH 1, Niederdorfstr. 24 - Tel. 23.577 u. 42.148

essen. Arbeiten ist auch besser, als stempeln gehen und für die Arbeit, die im Lager zu leisten ist, bekommt man doch Unterkunft und Verpflegung und wöchentlich Fr. 6.— für die notwendigsten persönlichen Bedürfnisse. Die Wäsche wird gewaschen und geflickt, wer Kleider oder Schuhe notwendig hat, der wird sicher durch die Vermittlung der Lagerleitung das Notwendige erhalten. Soviel in der Macht der Organisation steht, wird versucht, das Los der Leute möglichst erträglich zu machen, manches wäre vielleicht noch auszusetzen, aber gewiß wird vieles besser mit der wachsenden Erfahrung. Wer sich beklagt unter den gegenwärtigen Zuständen, wird oder würde sich auch beklagen, wenn alles zehnmal besser durchorganisiert wäre.

Der äußere Betrieb wickelt sich folgendermaßen ab: 7 Uhr Wecken, 7,20 Uhr Morgenandacht, 7,40 Uhr Morgenessen, 8,15 Uhr Arbeitsbeginn. Arbeit bis 12 Uhr mit einer Teepause um 10 Uhr. 12,15 Uhr Mittagessen, 13 Uhr Arbeitsbeginn. Arbeit bis 16,15 Uhr.

Der Arbeitsplan weist im wesentlichen keine Besonderheiten auf. Die Andacht, die vor dem Morgenessen jeden Morgen gehalten wird, ist ganz freiwillig und wird abwechslungsweise von Lagerteilnehmern gehalten. Da unser Lager von der evangelischen Jugendkonferenz organisiert ist, ist es begreiflich, daß auf freiwilliger Basis religiöses Leben gepflegt wird. Je nach der Jahreszeit werden sich die genannten Zeiten natürlich verschieben. Durchschnittlich wird während sieben Stunden gearbeitet.

Die Art der Arbeit richtet sich natürlich ganz nach den vorhandenen Projekten. In dem gegenwärtig von der Jugendkonferenz organisierten Lager in Weißenburg im Simmental wird eine Bergstraße gebaut. Pickel und Schaufel sind die hauptsächlichsten Handwerkszeuge, Felsen werden gesprengt, Stützmauern gebaut, Wald muß geschlagen werden, um den Raum für die Straßenanlage zu erhalten. Im großen und ganzen ist die Arbeit gar nicht eintönig. Es gibt immer wieder neue Betätigungsmöglichkeiten, man kann sich „ausbilden" als Geometer, als Mineur; das einemal ist man einfacher Handlanger, schließlich ist man sogar auserkoren zum Legen des

Steinbettes auf der fertig nivellierten Straße — eine Arbeit, die schon ein wenig Geschick erfordert — aber bei uns heißt es: es gibt keine „Kunst", die nicht erlernt werden kann. Nur immer mit frischem Mut an die Arbeit und man ist manchmal selbst erstaunt, was man nicht alles fertig bringt, wenn zwingende Umstände es erfordern.

Selbstverständlich bleibt für den einzelnen nach Schluß der Arbeit noch eine Menge Zeit zur beliebigen Verwendung übrig. Da ist es interessant zu beobachten, was der einzelne mit der freien Zeit, die er im Lager zu verbringen hat, anzufangen weiß. Natürlich kommt der Jaß in erster Linie zu seinem Rechte. Aber dieser und jener weiß seine Zeit auch nutzbringend anzuwenden, sei es, daß Briefe geschrieben werden, sogenannte Bettelbriefe an Bekannte und Unbekannte, denn auch hier sind die bekannten Freßpakete gern gesehene Gäste. Eine Anzahl Bücher aus der Volksbibliothek sind begehrte Zeitvertreiber. Schach und Domino werden zeitweise leidenschaftlich gespielt.

Trotzdem jeder Teilnehmer seine Zeit auf irgendeine Art und Weise durchzubringen vermag, ist es für die Lagerleitung stets eine große Aufgabe und bereitet manchmal nicht wenig Kopfzerbrechen, wie die Abende nach dem Nachtessen, von 19 Uhr bis 22 Uhr, zu gestalten seien. Das Bedürfnis besteht bei einem sehr großen Teil des Lagers, auf irgend eine Art und Weise unterhalten zu werden. Da gibt es bunte Abende, mit Spielen und Musik, Rezitationsabende, sehr beliebt sind die sogenannten Erzählabende, an denen Lagerkameraden aus ihrem Leben erzählen — von Wanderschaft, Arbeitssuche — von Erfolg und Mißerfolg, Glück und Unglück. Damit aber die eigene Kraft nicht allzuschnell erschöpft und die Abwechslung auch ein wenig größer ist, sind Referenten von auswärts stets sehr gern gesehene Gäste. Da gibt es Vorträge über Alkohol; Afrikamission; Volkstypen im Kaukasischen Rußland; Lichtbilder- und Filmvorführungen mannigfacher Art. Es hat gewiß keinen der Referenten gereut, uns besucht zu haben, denn das Publikum war stets Auge und Ohr und kargte nie mit begeistertem Applaus.

Die Leute richtig zu beschäftigen in der Regenzeit ist wie-

der ein Problem für sich. Aber die gefundene Lösung scheint sehr glücklich zu sein. An Regentagen werden für die, die nicht draußen arbeiten wollen, Schulstunden eingeschaltet, manches, was von Schulwissen verschwitzt war, wird hier wieder aufgefrischt, Rechnen, Geometrie, Deutsch, Französisch für Anfänger und Fortgeschrittene. Es ist überaus interessant zu beobachten, wie groß der Wissenshunger eines Großteils der Freiwilligen ist. Mit rührendem Ernst und Eifer üben sich der Feder und des Bleistifts ungewohnte Hände in Stenographie, mit Feuereifer stürzen sich die Berufspraktiker auf mathematische Formeln, die ihnen einen kleinen Einblick geben in die theoretische Seite ihres Berufs. Selbst ein trübes Petrollicht, in zeitweiliger Ermangelung des Elektrischen, kann diese Leute nicht davon abhalten, etwas von dem Wissen zu erhaschen, das uns Studenten in überreichem Maße zufällt.

Selbstverständlich gibt es auch hier Ausnahmen; Leute, die keinerlei Interesse bekunden, sich irgendwie weiterzubilden; Jungen-, Jugend- und Indianerromantik kommen da zu ihrem Recht; Karl May-Begeisterung wird wach und alle Helden des Pubertätsalters nehmen Gestalt an und werden lebendig.

Im großen und ganzen muß man aber doch zugestehen, daß unsern Freiwilligen ein gewisser Lebensernst anhaftet. Sie alle standen noch als aktive Glieder in der Kette der produktiv arbeitenden Menschheit, sie alle waren schon eingespannt in den Schraubstock der Akkordarbeit oder in irgend ein anderes aufreibendes Arbeitssystem.

Neben diesem Lebensernst und der nicht zu unterschätzenden Lebenserfahrung kommt aber auch der Humor zu seinem Rechte. Ja, Humor haben sie. Humorvoll wissen sie an den Abenden persönliche Schicksalserfahrungen anschaulich zu erzählen. Humorvoll, sage ich, sind sie; so schaut es wenigstens aus für den oberflächlichen Beobachter und Zuhörer. Treiben wir aber ein klein wenig „Tiefenpsychologie" an Stelle der „Oberflächenpsychologie", so fühlen wir doch eine Dosis Ironie und Sarkasmus heraus, eine leise Verbitterung vielleicht, die sich bei diesen jungen Leuten auf solche Art und Weise Luft macht. Aber mutlos sind sie nicht, diese Kameraden, jeder

wagt es noch, seinen Blick hoffnungsvoll in die Zukunft zu werfen; ja, sie hoffen alle, daß das kommende Jahr wieder Arbeit bringe und daß die Kräfte nicht mehr brach zu liegen brauchen. Mit Begeisterung singen sie jeden Morgen vor Arbeitsbeginn das Lied:

Wir sind jung, die Welt steht offen,
Oh, du schöne weite Welt!
Unser Sehnen, unser Hoffen
Geht hinaus in weite Welt!
Bruder, laß den Kopf nicht hängen,
Kannst ja doch die Sterne sehn,
Aufwärts blicken, vorwärts drängen,
Wir sind jung und das ist schön!

Wirklich, diesen Menschen möchte man wünschen, daß ihnen die Welt offen stünde, ihnen wünschen, daß das Sehnen und Hoffen nicht zu schanden werde!

Von gewissen Leuten, die nach einem flüchtigen Besuch im Lager sich ein Urteil anmaßten, bekam man gelegentlich ganz absurde und verkehrte Dinge zu hören. Wohlgemeinte Aufmunterungsworte wurden an die Leute gerichtet, der Wunsch ausgesprochen, daß es ihnen vergönnt sein möge, den Weg ins Leben zurückzufinden, den Weg zur Gemeinschaft. Welche Entrüstung aber beim hintersten Mann! Nicht um brauchbare Glieder der Menschheit zu werden, sind sie ja hier, sondern es zu b l e i b e n trotz der Mißgunst der Zeitverhältnisse. Solchen Zuspruch verbitten sie sich, verbitten wir uns alle.

Mangel an Straffheit und Disziplin war ein weiterer Vorwurf. Deutsche Arbeitslager wurden von einem Sonntagsgast als Vorbilder angepriesen. Aber davon wollen diese Freiwilligen nichts wissen und ebensowenig die Lagerleitung und mit ihr die Jugendkonferenz. Überorganisation und Paragraphentum wäre Gift für das Gedeihen unserer Lager. Zur Selbstdisziplin zu erziehen, dazu bietet die große Bewegungsfreiheit im Lager die beste Gelegenheit.

Kameraden sind wir untereinander, in Kameradschaften ist das Lager eingeteilt. Leider ist es sehr schwierig, den richtigen Geist der Kameradschaft so recht tief in den einzelnen einzupflanzen, und doch wird es nötig sein, den Sinn der Kamerad-

schaft noch eindringlicher in Herz und Geist zu hämmern um dieser Schicksalsgemeinschaft, der alle angehören, den richtigen Sinn zu geben.

Mag auch manch ein Fehler und Mangel zu finden sein, so ist doch meine Überzeugung diese, daß jeder, der nach einer gewissen Zeit unserer kleinen Gemeinschaft den Rücken kehrt, nicht von uns weggeht, ohne ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber denjenigen, die in unermüdlicher Arbeit sich aufopfern, um die ganze Institution am Leben zu erhalten, um sie weiter auszubilden, um immer hilfreicher eingreifen und dem Gespenst der Arbeitslosigkeit wirksam entgegentreten zu können. **E. J.**

EINE FRAGE DER GUTEN ERZIEHUNG.

Es gibt im wesentlichen zwei Methoden, ein Studentenheim zu leiten, entweder: Man faßt das Leben in Reglemente und tut jedem einzelnen genau kund und zu wissen, was er zu tun und zu lassen hat, ansonst er die und die Strafe zu gewärtigen habe; Grundsatz: was nicht ausdrücklich erlaubt ist, ist verboten. Oder: Man verzichtet auf alle und jede Vorschreiberei und läßt den Besuchern völlige Freiheit; Grundsatz: es ist alles erlaubt, was anständig ist; der Besucher unterzieht sich freiwillig dieser ungeschriebenen und selbstverständlichen Regel.

Es stand seit der Gründung der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. fest, daß für die Leitung des Zürcher Studentenheims nur die zweite Methode in Frage kommen konnte. Man baute restlos auf die Selbstdisziplin und die gute Kinderstube der Zürcher Studentenschaft, und — das sei vorweggenommen — im großen und ganzen mit Erfolg. Es ist kein Zufall, daß in den Räumen des Studentenheims nicht ein einziges Plakat hängt, das anderen als mitteilenden Charakter trägt; oder haben Sie schon mal irgendwo gelesen: „Es ist verboten, die Salzgeschirre mit nach Hause zu nehmen" (an die Adresse derer, die's nicht glauben: es werden monatlich 40 Salzgeschirre gestohlen), „Man bittet, irrtümlich mitgenommene Bücher gelegentlich wieder zurückbringen zu wollen" (in der Bibliothek des Navillezimmers sind seit Frühjahr 1931 22% des Bestandes, 196 Bände verschwunden), oder etwa „Man bittet, die Zeitun-

gen nach der Lektüre wieder an ihren Platz hängen zu wollen", haben Sie irgend eine dieser Bitten — es gäbe noch Dutzende ähnlicher — schon angeschlagen gesehen im Studentenheim? Das wäre lächerlich, meinen Sie, ja noch mehr: eine Beleidigung der akademischen Gäste? Die Betriebskommission ist ganz ihrer Ansicht und hat sich bis anhin darauf beschränkt, gelegentlich auszurechnen, welcher Schaden dem Studentenheim jährlich durch die Anwendung der „Methode II" erwächst. Aber der Krug geht zum Brunnen, bis es auch der Betriebskommission zu dumm wird.

Und das tritt beispielsweise bei der Feststellung ein, daß — sofern man den Dingen ihren Lauf ließe — in ein bis zwei Jahren mit der Erneuerung des Parketts im großen Saal im I. Stock und in absehbarer Zeit desjenigen des alten Cafés gerechnet werden müßte, weil gewisse Herren die bemerkenswerte Gewohnheit haben, brennende Zigaretten mit eleganter Geste aufs Parkett zu werfen.

Wir halten ausdrücklich fest, daß es eine kleine Minderheit ist, die auf diese Weise ihre Visitenkarte hinterläßt und damit das Studentenheim — Gemeingut der Zürcher Studentenschaft — in wenigen Jahren nicht nur nach Tausenden schädigt, sondern auch den mit sehr großen Kosten erreichten sauberen und gepflegten Eindruck, den unser Studentenheim macht und machen soll, unverbesserlich und schwer beeinträchtigt.

Gerade weil der ganze Betrieb im Studentenheim fast ausschließlich auf der Beachtung eines für jeden gesitteten Menschen selbstverständlichen Anstandes ruht, ist es die Pflicht der verantwortlichen Betriebskommission, im Interesse der anständigen Majorität mit aller Schärfe gegen Elemente vorzugehen, denen dieser Anstand fremd zu sein scheint. Die in Frage stehenden Gruppen sind der Betriebskommission zum guten Teil bekannt. sollte diese erste und letzte Warnung fruchtlos bleiben, so wird das Personal noch in diesem Semester angewiesen, jeden Fehlbaren anzuzeigen; er wird mit Fr. 5.— gebüßt und im Wiederholungsfalle aus dem Studentenheim gewiesen.

Wir wollen keinen Polizeistaat im Studentenheim, aber wir wissen uns mit der überwältigenden Mehrheit unserer Kommi-

litonen einig, wenn wir es nicht zulassen, daß die Böden des Studentenheimes täglich an allen Ecken und Enden unter unseren Augen angebrannt werden.

Die studentischen Mitglieder der Betriebskommission:

Max E. Eisenring, math. E.T.H.
Otto Zaugg, ing. E.T.H.
O. Denzler, cand. iur.

MENSCHEN IM GRAND HOTEL.

I.

Es ist ein Winternachmittag mit dunstigem Himmel, der beinahe Schnee verspricht, und wallendem Nebel, den hie und da eine blasse Sonne durchdringt. Einer von den Tagen, an denen der Wind mit einem tückischen Pfeifen um das Hotel saust und ein Katarrh wohlfeil zu haben ist.

Drinnen tut man sich um das Kamin zusammen und rekelt sich in den weichen tiefen Sesseln und genießt die Wärme und das Nichtstun. Der Kellner bringt den Tee und verschwindet wieder diskret im Hintergrund, geräuschlos und unpersönlich. Es sieht sehr englisch aus. Und wieder nicht; denn der kleine Kreis treibt französische Konversation. Madeleine und Anne Marie, Pariserinnen mit dem unbestimmbaren Alter der Schauspielerinnen und charmanten Frauen von „über Dreißig", geben dem Gespräch die Richtung an. Es pendelt zwischen Rabelais und den Meistersingern. Am Tisch nebenan spielen die Tänzerinnen, die abends in der Bar auftreten, Bridge und trinken Bier dazu, und es wirkt ein bißchen komisch. Der Eislehrer, schon ein wenig beleibt und mit einem Ledergürtel um sein Embonpoint, angeblich russischer Baron, liest eine Biographie und schielt dann und wann zu den Tänzerinnen hinüber. Man weiß eigentlich nicht genau, warum die drei Männer im Smoking „stormy weather" spielen, wo man's draußen sowieso hat, aber anders, kräftiger. Man verwünscht den falschen Geigenton in einen Salong mit Plüschsofa und Böcklins Toteninsel, Öldruck zu Fr. 1.95. Die drei Männer spielen meuchlings weiter. Heute, morgen, übermorgen. Um ein bißchen Geld für ein wenig Son-

nenschein. Man schämt sich ein wenig vor den dreien und applaudiert stärker, wenn sie ihre Dissonanzen erledigt haben und harmonisches Tellerklappern die Pause füllt. Sie sind dankbar dafür. Abends haben sie Appetit und sind aufgeräumt, und wie gesagt: — man schämt sich ein bißchen vor ihnen.

Es ist ein Winterabend mit dunstigem Himmel, der beinahe Schnee verspricht, und wallendem Nebel, den hie und da der Mond durchdringt.

II.

Jetzt ist Sonne draußen. Viel Sonne und viel Schnee; denn über Nacht hat der Himmel ein Erbarmen gehabt und sein Versprechen eingelöst. Man ist wundervoll versöhnlich aufgelegt, weil man gut geluncht hat und sich im Liegestuhl reckt und den blauen Räuchlein nachblinzelt, die der Zigarette entschweben. Man fühlt so etwas wie Sonntag im Hochsommer und wähnt Grillen zu hören. Aber es ist Werktag und Jänner und ist das Summen von frohen Menschen, die sich sonnen und bräunen, mit Pfeilring und Nivea und Ausdauer. Man regt sich auch nicht auf, daß der Herr Doktor mit den drei gelahrten Jungfern da vorn von Axel Munthe spricht und die Gattin (Typus Adele Sandrock) Picasso seziert. Ich finde es nur ein wenig passé und lächle zu meinem Freund hinüber. Der hat mich verstanden und erzählt mit lauter Stimme, vielleicht eine Nuance zu laut, daß er am Untergang der „Titanic" absolut unbeteiligt gewesen sei, und daß er über die Beziehungen des internationalen Geburtenrückganges zur Holzindustrie der U.S.A. wenig zu sagen wisse. Mir tut der Bauch weh, und ihn beutelt es nicht minder. Die Schöngeistigen aber blicken streng und von oben herab, und Herr Doktor zeigt sich mit hochgezogenen Brauen auf der Stirne.

Weiter vorn aber liegt das Nebelmeer und drüben die blauen Berge, die oben orange glänzen und sonnenbaden ohne braun zu werden. Herr Doktor macht die Damen auf das Farbenspiel aufmerksam, intellektuell, sozusagen fachmännisch und laut. Wir genießen allein. Weniger fachmännisch, aber wärmer und still.

III.

Verrückte Idee eigentlich, jetzt noch auf die Skier zu wollen, wo die Barmaid übernächtig und geräuschvoll ihre Bude schließt und der Nachtportier seinen Rundgang macht.

Wir haben hinausgeschaut und freuen uns am Schnee und freuen uns, wenn die Mondscheibe aus den Wolken hervordringt und wenn sie wieder verschwindet. Der Herr Doktor und sein Anhang lieben gewiß nur klare Sternennächte und weite Fernsichten. Wir können auch zu umwölkten Höhen mit Andacht hinaufschauen. Wir lieben es, wenn Sterne mit Wolken ringen. Solcher Art sind wir, mein Freund und ich.

Draußen weht ein Wind, daß man sich gleich zu Anfang auf den kommenden Grog freute, wenn die Bar noch offen wäre. So klappert man ein bißchen mit den Zähnen und reibt sich die Hände und stiebt los. Die Skier gleiten im Neuschnee wundervoll dahin. Man schwebt in ein wogendes Grau hinein, das dem Auge nichts weniger ist als ein Einerlei. Ein Einerlei voll Kitzel und Schneerausch und Ungewißheit. Am Wege stehen Tannen. Plötzlich sind sie da und verschwinden gleich wieder wie Schemen, der Höhe zufliegend. Der Schnee riecht nach Frische, stark und ahnungsvoll. Aber die Augen, die ohnehin nichts sehen, wollen überlaufen und wollen doch schlürfen von der winternächtlichen Pracht. Merkwürdig eigentlich, daß man so sicher talwärts gleitet. Es ist manchmal, als ob die Zeit stehen bliebe in einer ewigen Gegenwart, und man ertappt sich beim Träumen und schilt sich sentimental und was weiß ich.

Als wir unten sind beim kleinen Gasthof, wo Madeleine immer Milch getrunken hat und nachher so quietschfröhlich war, schauen wir gemeinsam in den Himmel: Im Westen blickt durch das Grau ein winziges Stücklein erhellten Himmels, wie ein verweintes Auge, das, noch unter Tränenschleiern, zum ersten Mal wieder aufmerksam ins Leben starrt. Noch nicht wünschend, noch weniger hoffend, nur erst wieder betrachtend mit kaum bewußter Teilnahme. Und das himmlische Auge wird größer und größer, heller und heller, und der Vollmond, unliterarisch und schön, taumelt wie ein Betrunkener zwischen den Wolken.

Die Hügel werfen weiche Schatten ins glitzernde Weiß. Der Wind fegt den Himmel rein. Es ist, als ob man an einem Vorhang zöge.

Mit aufjauchzendem Herzen schreiten wir bergan in eine schöpfungsfrohe Natur. Oben blinken im Hotel zwei Lichter. In der Nachbarschaft schlägt ein Hund heiser an. Dann wieder Stille.

Der Mond lächelt jetzt heiter und still, und wir denken an irgend etwas Schönes und Liebes und Fernes. Jeder für sich.

Aber so sind wir, mein Freund und ich.

Fritz Tschudy.

GOTTFRIED WEBER SCHREIBT EIN FEUILLETON.

Gottfried Weber ist keineswegs ein außerordentlicher Student. Er ist weder ein lyrisch veranlagter Sonderling, noch ein besonders nüchterner und tatkräftiger Mensch. Er ist auch kein Streber. Es ist nichts an ihm, was unser besonderes Interesse auf ihn ziehen könnte — höchstens vielleicht die Tatsache, daß er das verkörpert, was man einen Studenten von heute nennen könnte.

Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß er ein sogenannter „moderner" Student sei. Das mit dem „modernen" Studenten ist eine heikle Sache. Ich kenne, weiß Gott, eine ganze Reihe von Kommilitonen, von denen man durchaus sagen kann, sie seien auf der Höhe unsrer Zeit, aber dem „modernen" Studenten, wie wir ihn in den illustrierten Zeitungen und in den Auslassungen einiger Literaten antreffen, bin ich noch nie begegnet. Also Gottfried Weber ist kein Renommierstück und Paradeexemplar dessen, was sich so viele Leute unter einem modernen Studenten vorstellen. Er hat weder einen Punchingball über seinem Bett hängen, noch lebt er in Kameradschaftsehe, noch gehört er zu jenen Werkstudenten mit der „neusachlich-romantischen" Lebensweise, die nachts Taxichauffeur oder Eintänzer und tagsüber umso beßre Studenten sind.

Nein, nichts von alledem. Gottfried Weber gehört nicht einmal einer Partei an. Er hält keine Reden und schreibt keine politischen Artikel. Er hat einen bescheidenen Wechsel, der

ihm keine Sprünge erlaubt, von dem er aber leben kann. Er hat ein paar Freunde, mit denen er sich unterhält — nicht einmal Probleme diskutiert er mit ihnen, wie es sich gehört „in leidenschaftlicher Manier der Jugend" und in einer Bude unter dem Dach —, versteht sich, die ganze Nacht hindurch. Er ist also schlechthin ein ganz unaußerordentlicher Student.

Er hat auch einige Sehnsüchte. So, sein Examen ohne besondere Aufregung zu bestehen, so, die Sehnsucht nach — er weiß nicht, wie er es vor sich selbst bezeichnen soll —, nach einer „Gefährtin", das Wort scheint ihm zu abgestanden und muffig —, nach einer „Kameradin", das Wort scheint ihm zu „modern", das heißt zu fertig und zu oft gebraucht, als daß es gerade auf das passen sollte, wonach er sich sehnt —, und wenn er sich in einer besonderen Stunde eingesteht, daß es wohl eine „Geliebte" sei, die das Ziel seiner Sehnsucht ist, so ist er doch bald darauf verstimmt darüber, daß er nicht einen besseren Ausdruck für das finden kann, was er, er ganz allein, und wie er wähnt, in einer ganz besonderen Art, erträumt.

Wir sehen, Gottfried Weber plagt sich mit den Worten ab, mit denen er seine Gefühle zu umfassen sucht. Das läßt uns beinahe vermuten, er sei ein verkappter Literat, wenn wir es nicht für eine ganz natürliche Beeinflussung seiner Denkweise durch sein Studium ansehen wollen. Er studiert nämlich — ich vergaß es zu sagen — Philologie. Und daß ich es beinahe zu sagen vergessen hätte, ist weniger kennzeichnend für mich als für Weber, denn er studiert auf eine so unauffällig selbstverständliche Art, daß man es sozusagen nicht merkt. Er studiert nicht etwa mit besonderer Hingabe und Freude, aber auch keineswegs mit Interesselosigkeit. Er s t u d i e r t ganz einfach. Das ist sein momentaner Beruf, und er erfüllt ihn, weil es eben sein Beruf ist. Nicht mehr aber auch gewiß nicht weniger können wir davon sagen.

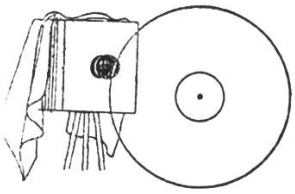
Aber das mit der verborgenen literarischen Ader hat doch etwas auf sich. Wir werden es sehen. Weber hat sich nie in seinem Leben literarisch betätigt. Es hatte wohl schon Stunden gegeben, in denen er sehr traurig oder sehr ärgerlich gewesen war, und da hatte er manchmal daran gedacht, sich seine Trauer oder seinen Ärger vom Herzen zu schreiben. Aber

dann war ihm dieser Gedanke doch reichlich sentimental vorgekommen, „unsinnig", wie er es ausdrückte, auch „unpassend" (und er meinte unpassend zu sich selber) pflegte er dann zu denken, weil er das Wort „unsachlich", das ihm auf den Lippen lag, sozusagen automatisch, ganz und gar nicht liebte.

Dieser Weber — Gottfried zu sagen, wäre eine ganz unpassende Intimität ihm gegenüber, die meine Einstellung zu ihm in ein falsches Licht rücken würde — hatte nun ein Erlebnis. Ja, es war ein richtiggehend romantisches Erlebnis, das mußte er sich selbst zugestehen. Eines Abends hatte er sich von einem Kollegen, dessen extravagantes Benehmen ihm eigentlich nicht gefiel, mitnehmen lassen in ein kleines, übelbeleumdetes Bierlokal — „Spelunke" hätte er es beinahe vor sich selbst nennen mögen, wenn ihm nicht das Wort — wir wissen es jetzt ja schon —, wenn ihm dieses eine Wort nicht das ganze Erlebnis zur Schablone gemacht haben würde. Denn „Spelunke", der durch dieses Wort geöffnete Assoziationsweg ist schon so ausgefahren wie eine alte Rodelbahn: ein verrauchtes Lokal, in dem es nach Schweiß und abgestandenem Bier riecht, Verbrechergesichter, Huren, Schlägerei, Polizei...

Weber war mitgegangen ohne Hoffnung, etwas Außergewöhnliches zu sehen, geschweige denn ein Erlebnis zu haben. Wir sind sehr skeptisch heute in der Beurteilung, ob etwas ein „Erlebnis" sei oder nicht. Welchen Ereignissen legen wir schon mit gutem Gewissen eine solche Bezeichnung zu? Aber Weber hatte hier wirklich eins. Trotz des Milieus, das nichts mehr herzugeben hat, seit tausend Romane und dann der Film sich seiner angenommen haben, trotzdem alles so verdächtig planmäßig vor sich ging, wie es nur in einem Film oder einem Kitschroman vor sich gehen kann, und trotzdem alle Requisiten eines Rührstücks darin vorkamen: der edle Verbrecher und der finstere — eine Weibergeschichte und ein wackeres Herz unter einer rauhen Schale.

Als Weber spät in der Nacht von seinem Ausflug in die „Unterwelt" heimkehrte — er hütete sich wohl, ihn so zu titulieren —, da hatte er das beglückende Gefühl, um eine Erfahrung reicher und um ein Erlebnis weiter zu sein. Und als dieses Gefühl auch anhielt, als er vierzehn Tage später an sein



Das Bild Ihrer Stimme

Schon oft ließen Sie sich *photographieren*, aber wurden Sie auch schon *„phonographiert"?* —
Heute können Sie Ihr Photoportrait ergänzen durch eine phonographische Aufnahme Ihrer Stimme. Ihre Angehörigen in der Ferne werden sich freuen, Sie zu hören, jederzeit und so oft es beliebt.
Die Aufnahmekosten betragen je nach Größe der Platte Fr. 4.— bis 13.—.
Verlangen Sie gratis unsern illustrierten Prospekt mit Preisblatt.

hug

Aufnahme-Studio
für Privat-Grammophonplatten Telephon 56.940

HUG & CO., ZÜRICH
„Kramhof", Füßlistraße 4, gegenüber St. Annahof

Einladung

Unsere ständige Ausstellung moderner **medizinischer Instrumente und ärztlicher Einrichtungen** steht den Herren Medizinern jederzeit unverbindlich zur Besichtigung offen. Wir zeigen die Erzeugnisse der leistungsfähigsten Fabriken unserer Branche, welche die Früchte jahrzentelanger Erfahrungen verwerten und über rationellste Herstellungs-Methoden verfügen ... deshalb auch am vorteilhaftesten liefern können.

SANITÄTSGESCHÄFT ZÜRICH BAHNHOFSTRASSE 74
Eingang Uraniastr. neben Goldschmied Baltensperger

WECHLIN-TISSOT u. Co

G. MOSER + Schulheftefabrik

vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und Ablegemappen, Kollegheftе, Blocs etc.

TANZ
Kurse und Einzelstunden
Stud. Ermäßigung
ANITRA HAWELSKA
Seefeldstraße 4
Tel. 26.748

Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerie-Anlagen

Universitätstraße 19
Telephon 29.573

Fachmännische
Beratung

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in der Reitanstalt Seefeld.
Leitung:
Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Jetzt auf Skitouren!

Ist Ihre Ausrüstung wirklich vollständig? Skiwachs allein genügt nicht; Kompass und Reparaturzeug sind ebenso wichtig; dauerhafte Skischuhe, solide Skistöcke und eine winddichte Jacke gehören auch dazu. Wir beraten Sie fachgemäss und gewähren Studenten 5% Rabatt.

Sporthaus Fritsch Zürich

SPORTHAUS FRITSCH & CO
ZÜRICH BAHNHOFSTR. 63

Amstutz

Präzisions-Uhren
Gold-, Silberwaren
und Bestecke
Vorteilhafte Preise
Weinbergstr. 15 beim Kino Capitol

PHOTO-MOSER

b. POLYTECHNIKUM
Universitätstraße 1 - Ecke Tannenstraße
Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive
Sämtliche Photo-Artikel

F.C.W.

Ball- und Kotillonsachen
Humoristische Kopfbedeckungen, Masken, Konfetti, Schneebälle, Luftschlangen, Lärminstrumente, Anstecksachen, Scherzartikel, stets das Neueste.
Franz Carl Weber A. G. - Zürich
Spezialhaus für Spielwaren

Linde Oberstraß
Universitätstraße 91
Gute Mittag- u. Abendessen,
sorgfältig zubereitet, ab Fr. 1.80 und Fr. 2.50
Pensionäre im Abonnement.
Schöne Lokalitäten für Anlässe aller Art
Beste Empfehlung F. BRUGGER-BURGER

J. Strnad, Zürich 6
Universitätstraße 19
Med.-chirurg. Instrumentenmacher
und Messerschmied
Reparaturen, Feinschleiferei
Vernicklung

10% bei Blumen-Schärer

Fleurop Mitglied, Universitätstraße 25 - Telephon 26.528

Erlebnis zurückdachte, da faßte er den Entschluß, es niederzuschreiben. Und hier sollte eigentlich meine Erzählung erst beginnen.

Man sollte glauben, für einen Philologen und angehenden Lehrer sei nichts natürlicher, als daß er eine überwältigende Wirklichkeit in die Abgezirkeltheit und ins beruhigende Schwarzweißgefüge eines sauberen Aufsatzes banne. Aber in dieser Annahme greifen wir auf eine Vorstellung zurück, die wir aus der Lektüre der wiederholten Beschreibungen eines überlebten Philologentyps ziehen. Im Gegenteil, der Entschluß, sein Erlebnis in Literatur umzusetzen, war für Weber nicht ohne einen lebhaften Ruck in seinem Inneren möglich. Er hatte — und daraus sehen wir, daß ich ihn mit Recht eine Verkörperung dessen nannte, was wir uns unter einem Studenten von heute vorstellen —, er hatte ein ehrliches Mißtrauen gegen die Literatur. Er hatte — und hier wäre der Ausdruck „Sachlichkeit" am Platze — eine höfliche Achtung vor den Dingen und Ereignissen der Welt. Er freute sich ihrer Selbstverständlichkeit und ihres dem Menschen so wenig entgegenkommenden Eigenlebens. Er freute sich ihrer Unaufdringlichkeit und ihres von vagen Gefühlen und von verworrenen Gedanken so unberührten Daseins. Und er hatte die Erfahrung gemacht, die wir alle gemacht haben und um deretwillen wir als nüchtern verschrieen sind, daß der Versuch, unsre Gefühle in Worte zu fassen, ein nicht ganz sauberes Unternehmen ist, insofern, als die Gefühle nicht für die Worte, und die Worte nicht für die Gefühle gemacht sind. Auch den Gefühlen gegenüber hatte er jene „sachliche" Haltung, der es ein Greuel ist, an ein eigengesetzliches Material mit ihm unadäquaten Mitteln heranzugehen. Gefühle sind Gefühle — und Worte sind Worte, so ungefähr dürfte seine ihm selbst nicht klar bewußte Philosophie lauten, und der Versuch, das eine durch das andere zu ersetzen, erschien ihm eben so fruchtlos wie wirklichkeitsfremd.

Und trotzdem haben wir nun von seinem Entschluß zu reden, ein Erlebnis in Worte umzuwandeln. Es kommt nämlich ein Neues hinzu. Weber gehört nicht zu denen, die in frommem Selbstbetrug ihre ihnen selbst sentimental vorkommen-

den Gelüste zur Literaturproduktion mit der Einschränkung bemänteln, sie täten es nur für sich selbst, nur zu einem mystischen Selbstzweck. Sozusagen schreiben um des Schreibens willen. Weber weiß, daß Schreiben Mitteilung ist, und Weber hat auch etwas mitzuteilen. Er will sagen, daß selbst die gangbarsten und erfolgreichsten Worte unserer Zeit, die im Umlauf sind, um Gegebenheiten darin einzuwickeln wie in gebrauchtes Butterbrotpapier, es nicht vermögen, die Wirklichkeit, wie sie sich in manchen begnadeten Stunden vor uns auftut, zu verfälschen. Das eben will er schreiben, und er will sein Erlebnis zum Erlebnis vieler Menschen machen.

Wir müssen uns nicht vorstellen, daß sein Entschluß sich so, wie wir es geschildert haben, langsam und mit allen Konsequenzen, in seinem Bewußtsein vollzog. Nein, Weber ging es so, daß er plötzlich den Kernpunkt seines Erlebnisses schon gestaltet, um nicht zu sagen druckreif, vor seinem geistigen Auge auftauchen sah.

Es hatte sich da mitten im Trubel und in der geräuschvollen Schmierigkeit jenes Lokals eine kleine Szene ergeben, die in einem zwingenden Kontrast zu der Umgebung stand. Weber hatte dort die Bekanntschaft eines zerlumpten und heruntergekommenen Musikanten gemacht, und der hatte ihm — warum, das zu erklären wäre zu weitläufig — in einer plötzlichen Anwandlung eines Bedürfnisses zur Seelenbeichte in drei knappen Sätzen das Drama seines Lebens eröffnet. Als Beweisstück quasi hatte er Weber ein kleines Medaillon gezeigt, das ein schlechtes photographisches Bildnis einer unbedeutenden Frau enthielt — unbedeutend und nichtssagend für Weber —, aber für den Menschen, der es zeigte, der Brennpunkt seines Lebens. Seine Ohnmacht, bei der Betrachtung der Photographie mit dem Musikanten nicht mitfühlen zu können, das Gewahrwerden jener unüberbrückbaren Schranke zwischen zwei verschiedenen Schicksalsebenen, hatte Weber erschüttert, wenn wir bewußt ein starkes Wort gebrauchen wollen. Aber der Kernpunkt seines Erlebnisses war die Art, wie der Mann das unscheinbare Medaillon aus der verborgensten Tasche seines zerlumpten Anzuges zog, wie er es aus mehreren schützenden Hüllen schälte, wie er mit ergreifender Liebe und mit einer

Sorgfalt, die gar nicht zu seinem verkommenen Wesen paßte, die Hüllen eine nach der anderen abwickelte und zusammenfaltete, das alles mitten im Trubel der Kneipe, aber so mit Andacht erfüllt, daß sich um ihn und Weber spürbar eine Zone des Schweigens und einer seltsamen Ergriffenheit bildete.

Und eben zur Erfassung dieser Szene, oder vielmehr der andächtigen Vertiefung, mit der der heruntergekommene Musikant sein Innerstes mit diesem Bild enthüllte, und mit seiner Andacht auch den nicht gerade sentimentalen Weber in den magischen Kreis der Stille zog, dafür hatte sich in Weber das sprachliche Wort geformt, das ihn zur Niederschrift drängte. — „So, wie man eine Messe zelebriert — so, wie man eine Hostie bricht," das waren die Worte, die sich mit solcher Kraft von Webers Seele lösten und ihm ins Bewußtsein brachen, daß er sich gezwungen fühlte, sie auch anderen mitzuteilen. Acht Tage ging Weber durch die Welt und in seinen Ohren klangen diese Worte aufreizend und nicht los zu werden, so, wie uns manchmal die Strophe eines Schlagers zu ihrer dauernden lautlichen Wiederholung zwingt.

Weber begann zu schreiben. Er war nicht umsonst Philologe. Oho, er wußte, was Aufbau ist. Er wußte, wie man Stufe für Stufe ein sprachliches Gebilde bis auf den Höhepunkt treiben kann, auf dem mit stolzer Gelassenheit s e i n Wort thronen sollte, sein Wort, das, wie er fest glaubte, alles in sich einfing, was schlechthin über sein Erlebnis zu sagen war. Er machte es sich nicht leicht. Er bog und knetete solange an den abgenutzten Worten unserer Sprache herum, bis sie ihm einen ganz neuen Sinn herzugeben schienen. Und wie er nun glücklich an den Höhepunkt gekommen war, und er sein geliebtes Bild schwarz auf weiß zu Papier gebracht hatte, da durchfuhr ihn plötzlich eine Ahnung, der er aber noch nicht sofort in seinem Bewußtsein Raum gab. Geht es doch vielen Menschen so, daß sie in dem Augenblick, da sie ihre Gedanken zu Papier gebracht haben, und ihnen ihr geistiges Produkt sozusagen fixiert und materialisiert vor Augen tritt, daß sie von da ab der Niederschrift wie etwas Fremdem gegenüberstehen, das genau so zu einer neuen Einstellung herausfordert wie irgend ein anderes neu in den Gesichtskreis treten-

des Stück Wirklichkeit. So geschah es also, daß Weber sein eigenes und ihm seit Tagen vertraut und lieb gewordenes Bild plötzlich neu und wie ein fremdes Gebilde empfand. „Ist es wirklich von mir?", fragte er sich, und da meldete sich aus den Tiefen der Wissensanhäufung seines philologischen Reservoirs zuerst bescheiden und dann mit wachsender Bestimmtheit eine Stimme. Und diese Stimme sagte, daß seine ihn so bewegende Prägung durchaus nicht neu, durchaus nicht sein eigenes Werk sei, sondern daß sie von einem gewissen — Rainer Maria Rilke stamme. „So, wie man eine Hostie bricht," unaufhaltsam förderte sein fachliches Gedächtnis Werk, Erscheinungsjahr, — Daten und Daten.

Hatten wir nicht im Beginn gesagt, Weber sei ein ganz gewöhnlicher und in keiner Beziehung hervorragender Mensch? — Ich glaube, wir müssen unser Urteil revidieren. Denn was Weber jetzt tat, das war mehr, als von seiner Mittelmäßigkeit zu erwarten war: Er schrieb sein Feuilleton nicht zu Ende. Er war nur beglückt darüber, daß er das Wort eines Dichters neu und wie ein eigenes mit Leben zu füllen gewußt hatte.

Martin Rost.

CAMBRIDGE.

Nach drei Studienjahren in Kopenhagen gelang es mir, meinen Eltern die Überzeugung beizubringen, daß ich notwendigerweise ein Jahr im Ausland studieren müßte, und zwar in Cambridge und Paris. Wie jeder normale Mensch (der echte Franzose ausgenommen) hatte ich natürlich eine starke, nie befriedigte Reiselust empfunden, und auf den Tag der Abreise war ich deswegen gespannt wie ein Regenschirm. Neidige Kameraden begleiteten mich mit angestrengtem, aber wohlgemeintem Lächeln zum Zug — die Reise fing an.

In anderthalb Stunden hatte der Zug die Insel Seeland überquert, mit der Fähre ging es nach der Insel Fünen, dort weiter mit dem Zug, dann wieder mit der Fähre nach Jütland und zuletzt nochmals mit dem Zug quer über Südjütland nach der Hafenstadt Esbjerg an der Nordsee. Den ganzen Tag durfte ich mich über die schöne, abwechselnde Landschaft

freuen, — das Meer und der klare Septemberhimmel strahlten tief blau, Felder und Hügel lagen grün, und in den Wäldern funkelten schon hie und da hellgelbe oder dunkelrote Blätter; die Fremde lockte immer weniger, und als ich gegen Abend auf dem Englandboot stand, sah ich mit schwerem Herzen die dänische Küste in den roten Strahlen der sinkenden Abendsonne verschwinden.

In London wurde ich von einer Freundin meiner Mutter empfangen, blieb ein paar Tage bei ihr und fuhr dann nach Cambridge, wo das Semester in den ersten Tagen des Oktober anfing. Schon von zu Hause aus hatte ich an eine Familie geschrieben, bei welcher früher ein dänisches Mädchen gewohnt hatte, und die Familie war auch jetzt gegen Bezahlung von drei Guineas (63 shillings) wöchentlich bereit, mich wie eine Tochter in ihren Schoß aufzunehmen. In die Colleges kann man nur aufgenommen werden, wenn man die ganze dreijährige College-Zeit bleiben und das Examen (B.A. — Bachelor of Arts) machen will.

„Meine Familie", die nur aus einem alten, aber sehr lebenskräftigen Ehepaar (besonders die Frau war kolossal energisch) und einem Dienstmädchen bestand, wohnte sehr schön in einer Villa ganz am Ende der Stadt. Mit ihren 50 000 Einwohnern ist Cambridge keine kleine Stadt, dazu sehr ausgedehnt, und schon am anderen Tag sagte mir die Frau, ich müßte unbedingt ein Velo mieten; froh, die heimische Sitte auch hier in starkem Maße verbreitet zu sehen, ging ich natürlich mit Begeisterung auf den Vorschlag ein, und am gleichen Nachmittag bestieg ich mein Roß, um die Stadt zu besichtigen. Ich ahnte nicht, auf was ich mich eingelassen hatte — links in den Straßen zu fahren, ist schon so eine Sache, wenn der Verkehr im eigenen Land rechts hält, und außerdem hatte das Velo hier keine Fußbremse wie mein eigenes, sondern zwei Handbremsen; während ich also meine ganze Aufmerksamkeit darauf lenkte, nicht mit anderen Vehikeln zu kollidieren, vergaß ich immer wieder in den entscheidenden Augenblicken diese Einrichtung der Bremsen, schnurrte die Pedale erfolglos rückwärts, faßte in der letzten Sekunde beide Handbremsen und stand still mit einem Ruck, der mich fast vornüber auf den Kopf

warf. Diese verschiedenen Selbstmordversuche gelangen jedoch nicht, und schon nach einer Stunde fühlte ich mich wie eine eingeborene Engländerin.

Überall in den Straßen sieht man Studenten, die meisten ohne Hut, mit Kravatte und Halstuch in den Farben ihres Kollegiums und mit einer blauen Jacke, auf welcher ihr College-Wappen links auf der Brust angenäht ist. So wie die Studenten das Leben in den Straßen und überhaupt in der Stadt prägen, so sind auch die alten Colleges charakteristisch für das Stadtbild. Fast alle sind im Mittelalter gebaut worden, und in ihrer majestätischen Schönheit machen sie einen starken Eindruck auf den Beschauer. Einige der größten und schönsten, St. John's, King's, Queen's, Clare College, liegen am Ufer des Flusses (the Cam) von großen Parks umgeben. Keine zwei Colleges sind gleich, jedes ist ein Kunstwerk für sich, und mit ihren zinnengekrönten Türmen, ihren rasenbekleideten oder blumengefüllten Höfen und ihren weinlaubbedeckten Mauern erinnern sie an die Schlösser der Ritterzeit oder an die gothischen Klöster des Mittelalters; die zu jedem Kollegium gehörende Kapelle mit ihren spitzbogigen Fenstern und alten Glasmalereien erhöht stark diesen Eindruck. Die größte und berühmteste der Kapellen gehört zum King's College und ist von König Heinrich VIII. gebaut worden; überall ist der ineinandergeschlungene Namenszug des Königs und der Anna Boleyn als Zier verwendet. Jedes College hat seine eigene Geschichte, seine eigene Tradition, und vor allem hat „the dining-hall" durch die Zeiten eine große Rolle im Leben des Kollegiums gespielt. Meistens bildet sie ein Gebäude für sich, das von außen kaum von der Kapelle zu unterscheiden ist, drinnen aber wie die Halle einer mittelalterlichen Burg aussieht; die langen Tische und die schweren Bänke und Stühle sind aus Eichenholz, an allen Wänden hängen Gemälde von berühmten Engländern früherer Zeiten, die in dem betreffenden College studiert haben, und durch die gemalten Fensterscheiben fällt das Licht in bunten Farben. Sieht man die Halle abends, wenn die Tische mit weißen Tischtüchern und mit dem Jahrhunderte alten Silberzeug des Kollegiums gedeckt sind, wenn der große Raum nur von Kerzenlicht und vom Schimmer des

Feuers im riesigen Kamin auf der Langwand beleuchtet wird — man vergißt es nie; vergangene Zeiten werden lebendig und man versteht nicht, daß draußen in der Welt, in der Wirklichkeit, das Leben des 20. Jahrhunderts gelebt wird.

Ich fand schnell heraus, welche Vorlesungen ich besuchen wollte; da ich aber nicht drei Jahre bleiben konnte, mußte ich mich bei den einzelnen Professoren für ein Semester einschreiben — was übrigens keine Schwierigkeiten hatte — und bald begannen die regelmäßigen Arbeitstage. Wöchentlich hatte ich nur ungefähr 12 Vorlesungen (die in vier verschiedenen Colleges gehalten wurden) und ein paar private Englisch-Stunden bei einer Lehrerin, dafür aber hatte ich um so mehr Arbeit, besonders schriftliche, zu Hause.

Leider hielt es aber bald ziemlich schwer, diese im gewünschten Maße durchzuführen. Die Engländer im allgemeinen lieben nämlich Luft, Kälte und Feuchtigkeit, und diese Liebe war bei meiner Familie so hervorragend entwickelt, daß sie — jedenfalls was mich anbelangte — alles Wohlbefinden verunmöglichte. Mein Zimmer war nicht geheizt (was ich bei dem recht hohen Pensionspreis ein bißchen stark fand), und nachdem ich zwei Tage lang erfolglos demonstriert hatte — indem ich in Decken eingehüllt im kalten Zimmer „arbeitete" — mußte ich den Kampf aufgeben und unten im Eßzimmer lesen und schreiben. Da das Haus aber, wie die meisten englischen Villen, nicht unterkellert war, waren die Zimmer im Parterre sehr kalt am Boden, und die Prinzipien des Hauses waren natürlich auch hier herrschend: eines der großen Fenster war immer halb offen und der altmodische Ofen möglichst zugeschraubt; ich nahm deswegen meine Zuflucht zu Decken, Wärmeflasche und Fussack (den mir die Frau freundlich geliehen hatte); aber auch den vereinten Anstrengungen dieser vortrefflichen Sachen gelang es nicht, meine gelähmten Lebensgeister aufzutauen, und manchen Abend saß ich fröstelnd und schüttelte mich vor Kälte wie ein Hündchen.

Fühlte ich mich also im allgemeinen nicht sehr wohl zu Hause, so bildete die Teezeit doch eine Ausnahme. Im Kamin in der Wohnstube brannte ein großes Feuer, dessen Schimmer den Raum beleuchtete, und dort versammelt genossen wir ge-

mütlich plaudernd den wohlzubereiteten Tee und das frische Gebäck. In jeder englischen Familie spielt der Tee am Nachmittag eine große Rolle, und Einladungen zum Afternoon-tea gehören zur Tagesordnung.

Eigentümlich und bezeichnend für die zurückhaltenden Engländer ist die Tatsache, daß man bei den Vorlesungen in den Colleges niemand kennen lernt. Sobald man aber vorgestellt worden ist, sind sie außerordentlich freundlich, und man hat gleich das Gefühl, die Betreffenden immer gekannt zu haben.

So hatte ich nach den ersten ruhigen und ziemlich langweiligen Wochen schon eine so große Bekanntschaft, daß ich durchschnittlich vier oder fünf Mal in der Woche zum Afternoon-tea und nicht selten am Abend Einladungen erhielt, was mir natürlich schon recht war, mich aber mehr und mehr von zu Hause fernhielt. Daß ich wie früher die Vorlesungen und Privatstunden besuchte, versteht sich; daß ich aber unter diesen Umständen meinen Studien im allgemeinen etwas weniger gewissenhaft als vorher nachging, ist wohl ebenso verständlich — und es reute mich nicht; es war eine herrliche Zeit, ich lernte Engländer und englische Sitte gut kennen und sprach dabei immer nur Englisch. Übrigens habe ich den Eindruck, daß die meisten Studenten in Cambridge nicht wissen, was Arbeiten heißt, so wie es in den Universitäten Skandinaviens, Deutschlands und in denen der Schweiz getan wird; sie haben dafür das schönste Leben, treiben sehr viel Sport, treffen sich zum Tee, im Klub usw. Man sagt, das heißt s i e sagen, daß sie in den Ferien zu Hause ihre Studien eifrig betreiben: In Cambridge haben sie nicht Zeit genug! Es mag stimmen, denn tatsächlich gibt es im Jahr zirka 6 Monate Ferien; das Universitätsjahr besteht nämlich aus drei Semestern von je ungefähr acht Wochen. Allein zu Hause hat der Student nicht viel anderes zu tun als nachzuholen, was er im Semester versäumt hat; in Cambridge nimmt das heitere und fröhliche Kameradschaftsleben fast seine ganze Zeit in Anspruch.

Heiter und fröhlich ist das Leben, aber immer innerhalb der Grenzen der sehr strengen englischen Sitten und Moralbegriffe. Die Collegebehörden und die Familien, in denen eine

kleinere Anzahl Studenten in Einvernehmen mit der Universität untergebracht sind, wachen wie Drachen über sie, und unzählig sind die Regeln und Bestimmungen, die gehalten werden müssen. Zum Beispiel darf kein Student sich nach Sonnenuntergang ohne „cap" und „gown" (eine schwarze, quadratische Studentenmütze und einen langen schwarzen Mantel ohne Ärmel) in den Straßen zeigen, die Colleges werden punkt 23½ Uhr geschlossen, und zwei Tage nach Semesterschluß muß jeder Student, der nicht seine Eltern in Cambridge hat, die Stadt verlassen haben! (Da die Colleges geschlossen sind, haben die Behörden keine Verantwortung und kein Recht über die Studenten, auf eigene Verantwortung kann man sie nicht in der Stadt lassen, also entzieht man ihnen einfach die Aufenthaltsbewilligung). Auch ich spürte einmal die strenge Cambridge-Moral besonders deutlich. Mit meiner schwedischen Freundin war ich im Theater gewesen, und da die Vorstellung schon ein bißchen nach 22 Uhr vorbei war, ging ich noch mit ihr nach Hause, wo wir eine Tasse Tee machten, und bis nach halb zwölf plauderten. Zwei oder drei Minuten nach zwölf Uhr erreichte ich die Villa meiner Familie—, ich sah Licht hinter den Fensterladen und ahnte Schlimmes; meine Befürchtungen trafen zu, der Mann saß noch auf, grüßte mich zornbebend, wollte kein Wort der Entschuldigung hören und gebot mir nur, gleich ins Bett zu gehen. Beim Morgenessen saß die Frau mit eisiger Miene da: Ja, sie müßte sagen, nie hätte sie etwas ähnliches erlebt, daß ein anständiges Mädchen mitten in der Nacht heimkäme, was meine Eltern wohl sagen würden, wenn sie das wüßten, und jedenfalls, wenn ich nicht gerade ein paar Tage später hätte Cambridge verlassen müssen, hätte etwas derartiges sich nie wiederholen dürfen, denn so was könnte sie in ihrem Hause nicht zulassen usw. usw. Ich erklärte, daß ein Mädchen in Dänemark sehr wohl um zwei Uhr, zum Beispiel von einem Ball, nach Hause kommen kann, ohne daß das als unmoralisch zu betrachten sei, was sie aber nur noch mehr entsetzte. Ich aber konnte mich durchaus nicht zerknirscht fühlen, weder wegen meines gestrigen Benehmens, noch wegen der „bedenklichen" dänischen Moral, und unsere Unterredung mußte aufgegeben werden, ohne daß wir in diesem Punkte zu voller Einigkeit gelangten.

Sonst verstanden wir uns aber gut, und nur mit gemischten Gefühlen verließ ich Cambridge — hatte ich doch trotz der Kälte schöne Wochen verlebt. Mein Weg ging aber weiter in die Welt hinaus, erst nach London, später nach Paris, und bald schien mir mein Aufenthalt in Cambridge bloß ein schöner Traum zu sein. **Agnes Lindahl,** S.U.

Wohin in den Frühjahrsferien?

Der V. S. S. veranstaltet vom 9.—29. März eine

Yachtfahrt nach Dalmatien, Albanien, Korfu und Süditalien.

(Näheres siehe Offizielle Mitteilungen.)

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DES VERBANDES DER SCHWEIZ. STUDENTENSCHAFTEN.

Der Verband der Schweiz. Studentenschaften veranstaltet in den Frühjahrsferien (9.—29. März 1934) eine Adriafahrt (Dalmatien, Albanien, Korfu, Süditalien) mit der hochseetüchtigen Motorsegelyacht „Universitas Viennensis" (100 Br.RT, 340 m² Segelfläche, 50 PS Dieselmotor), welche eine Besatzung von 8 Mann besitzt und zirka 20 Passagiere aufnimmt. Man wird also „unter sich", in froher studentischer Gesellschaft sein. Die Yachtfahrt beginnt und endigt in Spalato und führt durch die südliche Adria, über Curzola, Barletta, Bari, Brindisi nach Korfu und von dort über Durazzo, Tirana (per Autobus), durch die Bucht von Cattaro nach Cattaro (Autofahrt auf den Lovcenpaß), von dort nach Ragusa und zurück nach Spalato. Die Fahrt von Triest nach Spalato und retour wird per Dampfer zurückgelegt. Es ist auf dem Rückweg auch ein Aufenthalt in Venedig vorgesehen.

Ausführliche Programme und Auskünfte sind in Bälde auf dem Bureau des VSS, Zimmer 42a/44a, E.T.H., erhältlich.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Hotel
Waldhaus Dolder
Zürich

Grosse und kleine Säle für Tanzabende, Bankette, Hochzeiten etc.

Als Architekt.

Baumann, Anton, von Wassen (Uri) und Luzern.
Gnägi, Albert, von Schwadernau (Bern).
Zuberbühler, Albert, von Herisau (Appenzell A.-Rh.).

Als Bauingenieur.

Altwegg, Rudolf, von Hessenreuti (Thurgau).
Angelopoulos, Dimitri, von Patras (Griechenland).
Bauty, Jacques, von Aigle (Waadt).
Billeter, Ernst, von Männedorf (Zürich).
Blatter, Carl, von Zürich.

Die **wirklich** nikotinarme

AUSTRIA **ATOX** Cigarette

schont Lunge, Herz und Nerven

Büchi, Hans, von Elgg (Zürich).
Cassimatis, Zenon, von Canea (Griechenland).
Diem, Walter, von Herisau (Appenzell A.-Rh.).
Feuersenger, Bruno, von Basel.
de Goumoëns, Georges, von Lonay, Lausanne und Bern.
Gregori, Erwin, von Bergün (Graubünden).
Hartmann, Otto, von Solothurn und Bern.
Hauser, Hans, von Männedorf (Zürich).
Huguenin, Louis, von Le Locle (Neuenburg).
Jaggi, Alfred, von Lenk (Bern).
Kronauer, Mario, von Winterthur (Zürich).
Leuenberger, Jakob Paul, von Ursenbach (Bern).
Maag, Ernst, von Russikon (Zürich).
Marti, Alfred, von Bern und Großaffoltern (Bern).
Meyer, Charles, von Sitten (Wallis).
Mohr, Conradin, von Süs und Schuls (Graubünden).
Mortada, Sayyed, von Kairo (Aegypten).
Moser, Leo, von Kleinandelfingen (Zürich).
Rohrer, Paul, von Bolligen (Bern).
Schneider, Karl, von Seftigen (Bern).
Scutaris, Theodor, von Athen (Griechenland).
Sonderegger, Arnold, von Rehetobel (Appenzell A.-Rh.).
Steiner, Max, von Birrwil (Aargau).
Thomann, Ernst, von Basel.
von Tscharner, Hela, von Rothenbrunnen (Graubünden).
Vályi, Emerich, von Murska Sobota (Jugoslavien).
Wichser, Otto, von Linthal (Glarus).

Als Maschineningenieur.

Aue, Georg, von Tschappina (Graubünden).
Bauer, Stefan, von Wien (Oesterreich).
Baumann, Max, von Herisau (Appenzell A.-Rh.).

Blumer, Gerhard, von Glarus und Freienstein (Zürich).
Federspiel, Ermanno, von Merano (Italien).
Fleury, Werner, von Laufen (Bern).
Füllemann, Hans, von Berlingen (Thurgau).
Furrer, Eugen, von Bern und Bauma (Zürich).
Gaehler, Willy, von Herisau (Appenzell A.-Rh.).
Häusermann, Arthur, von Seengen (Aargau).
Herold, Richard, von Chur (Graubünden).
Höhener, August, von Bühler (Appenzell A.-Rh.).
Jordi, Fritz, von Wyßachen (Bern).
Koch, Robert, von Zürich.
Landolf, Martin, von Büren z. Hof (Bern).
Leist, Emil, von Oberbipp (Bern).
Maser, Paul, von Basel.
Müdespacher, Paul, von Hinwil (Zürich).
Noeggerath, Wolfgang, von Freiburg i. Br. (Deutschland).
Robbé Groskamp, Henri Antoine, von Hilversum (Holland)
Scheidegger, Henri, von Wyßachen (Bern).
Schellenberg, Rudolf, von Zürich.
Schneiter, Josua, von Feuerthalen (Zürich).
Thomann, Werner, von St. Gallen.
Weber, Max, von Oberuzwil (St. Gallen).
Weber, Omar, von Bern.
Wertheimer, Siegfried, von Zürich.
Wohlgrot, Henri, von Zürich.
Wolfer, Herbert, von Winterthur und Thalwil (Zürich).
Zollikofer, Otto, von St. Gallen.

NACHTRAG ZUM AKADEMISCHEN SPORTWEGWEISER.

Schweiz. Aéroclub, Sektion „Zürich". Er bezweckt die Förderung der Sportfliegerei und Erleichterungen in der Ausbildung. Jahresbeitrag inkl. Abonnement der Schweiz. Aéro-Revue für Studenten Fr. 16.—, Eintritt Fr. 5.—. Bei Veranstaltungen des Clubs (Flugmeetings, Ausstellungen, Vorträge) weitgehende Vergünstigungen.

Motorfluggruppe: Für 1934 vorgesehene Ausbildungskosten zum Brevet I: Pro Stunde am Doppelsteuer Fr. 60.—; Alleinflüge pro Stunde Fr. 40.— bis Fr. 50.—. Ausbildungszeit bei Leuten im Alter von 20 bis 25 Jahren zirka 13—17 Stunden. Schulmaschinen: Klemm, A.C. 4, Moth. Geschult wird auf dem Zivilflugplatz Dübendorf.

Segelfluggruppe: Ausbildungskosten bis zum B-Brevet für

1. bautätige Schüler: Monatsbeitrag Fr. 3.—; pro Monat 12 Stunden Werkstattarbeit; pro Start Fr. —.50. Beginn der Flugschulung im 3. Monat nach Eintritt.
2. Zahlende Schüler: Monatsbeitrag Fr. 3.—, Schulungsgeld Fr. 200.—; pro Start Fr. —.50. Ausbildungszeit zirka 40—70 Starts. Schulmaschinen: Typ Zögling, Austria, Falke. Geschult wird mit der Autoschleppmethode auf dem Flugplatz Spreitenbach bei Schlieren und im Gelände (Albis, Bachtel).

Anmeldungen an H. Berg, stud. med., Zürich 25, Tel. 53,370, oder G. Oetiker, stud. ing., Schlößlistraße 2, Tel. 47,903.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln ist nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 15. Februar. Redaktionsschluß: 5. Februar.